♉ Karl May.

Nun ist er also tot, vielleicht der fruchtbarste und meistgelesene deutsche Schriftsteller des letzten halben Jahrhunderts, der begeistert Gepriesene, der scharf Befehdete, der Mittelpunkt unzähliger erbitterter Kämpfe im Gerichtssaal, wie in Zeitungen, Flugschriften, Zeitschriften, der Halbgott der lesewütigen Jugend, der Abscheu vieler Pädagogen. Ein Roman war das Leben des sächsischen Webersohnes, der am 25. Februar 1842 in Hohenstein geboren wurde und am 30. März 1912 in Radebeul bei Dresden starb, ein Roman auch, in dem groteske und tragische Züge sich vermischten, der literarische Streit, der etwa seit Beginn des neuen Jahrhunderts den bereits alternden Mann umtobte. Die Kölnische Volkszeitung hat sich zeitweise stark an diesem Streite beteiligt, streng sachlich; über den Knäuel vielfach mit persönlichen Mitteln geführter Prozesse der letzten Jahre hat sie meist nur kurz berichtet. Lange Jahre war er der Herrscher auf dem Gebiet des Reiseromans. Angesehene Zeitschriften und Buchverleger waren glücklich, ihn zu gewinnen, und Millionen zählen seine Leser, er selbst wurde ein reicher Mann, und eine skrupellose Reklame machte aus dem gewandten Erzähler ein Genie. In den neunziger Jahren stand sein Stern am höchsten. Dann kam der Rückschlag. Die maßlose Verhimmelung forderte die ästhetische Kritik heraus, und was schlimmer war: Immer deutlicher trat die Behauptung auf, er habe ein literarisches Doppelleben geführt, gleichzeitig fromme und für einen schmierigen Kolportageverlag abgründig unsittliche Romane geschrieben.

Im Jahre 1901 stellte der Pustetsche Verlag, für dessen Deutschen Hausschatz May zahlreiche Beiträge geliefert hatte, dies öffentlich fest, und als May mit der beweislosen Behauptung antwortete, seine „vollständig sittenreinen Originalarbeiten“ seien von dem verstorbenen Kolportage-Verleger Münchmeyer mit Unsittlichkeiten gespickt worden, machten die Historisch-politischen Blätter (April 1902) den Fall zum Gegenstand einer eingehenden Studie. Unanfechtbar wurde hier der Nachweis geführt, daß in denselben 80er Jahren, in welchen der Hausschatz sexuell einwandfreie, hier und da katholisierende Romane veröffentlichte, Münchmeyer in Hunderten von Kolportage-Heften meist anonyme oder pseudonyme Romane drucken ließ, die von Schmutz strotzten. May antwortete nun mit einer Redensart, eine in seinem Interesse verfaßte anonyme Broschüre trug seinem Verleger eine Klage der Kölnischen Volkszeitung ein, die mit glattem Widerruf und Uebernahme der Prozeßkosten endete, und die ganze deutsche Presse ohne Unterschied der Partei und Konfession nahm gegen May Stellung. In der Polemik mehrerer sächsischen Blätter bekam die Sache dann eine persönliche Wendung: Sie warfen ihm wiederholt schwere Bestrafungen werden Eigentumsvergehens vor, die allerdings in seine Jugendzeit fielen, aber doch ein eigentümliches Licht auf einen Mann warfen, der sich 1901 selbst das Zeugnis gab: „Ich habe nun über ein Vierteljahrhundert lang (also seit dem Anfang seiner 30er Jahre) an der schriftstellerischen Aufgabe gearbeitet, die deutsche Volksseele hinaus zu fremden Völkern zu führen, damit sie sich für den Gedanken begeistern, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott gehören. Diese Missionsarbeit ist nicht ohne Erfolg gewesen.“

Dann beginnt (1906) an allen Ecken und Enden eine Aktion zu seiner „Rehabilitierung“. Ganz systematisch hat man dem Publikum einzureden versucht, in einem durch sämtliche Instanzen bis zum Reichsgericht durchgeführten Gerichtsverfahren seien die gegen den Verfasser der „Schundromane“ erhobenen Vorwürfe glänzend widerlegt, seine „Unschuld in überzeugender Weise nachgewiesen“ worden. Tatsächlich handelte es sich um Zivilprozesse, deren Akten auch nicht ein einziges Wort zu seiner Entlastung enthalten! Der Sachverhalt ist damals (1907) in einem weiteren Aufsatze der Histor.-polit. Blätter klargelegt worden – er hat nicht verhindert, daß die May-Presse unentwegt bei ihren Behauptungen blieb. Auch die Enthüllungen Pöllmanns (in der Zeitschrift Ueber den Wassern) über Mays plagiatorische Tätigkeit wurden wenig beachtet. Dann kam die Katastrophe. Was die schärfste sachliche Kritik nicht zuwege gebracht hatte, erreichte der Kampf mit persönlichen Mitteln, der Riesenprozeß May-Lebius. Was sein Prozeßgegner über sein Vorleben, über seine Tätigkeit als Häuptling einer förmlichen Räuberbande berichtete, wird übertrieben gewesen sein, aber die von Lebius veröffentlichten Strafakten, die wiederholten Verurteilungen des jungen May zu mehrjährigen Freiheitsstrafen, waren echt und durch keinerlei Redensarten aus der Welt zu schaffen. Wenn May auch in zweiter Instanz eine Verurteilung zu einer kleinen Geldstrafe erstritt, er hatte die Partie verloren, und war seitdem ein toter Mann. Es ist keine Schmeichelei für einen nicht unerheblichen Teil der deutschen Presse, daß solche Mittel nötig waren, um

den fanatischen Glauben an seine „Missionsarbeit“ zu zerstören. Daß jetzt, nach seinem Tode, die Versuche zu seiner „Rehabilitation“ nochmals aufgenommen werden, ist nicht unmöglich, daß sie einen nennenswerten Erfolg haben, nicht wahrscheinlich. Es ist leicht, über die schriftstellerische Tätigkeit dieses seltsamen Mannes Satiren zu schreiben, wie es oft geschehen ist; und die hypnotisierende Wirkung, die er auf zahllose Zeitgenossen ausübte, fordert die satirische Behandlung erst recht heraus.

Aber die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite. Ein begabter junger Mensch gerät auf Abwege und verbringt einen guten Teil seiner besten Jahre hinter Gefängnismauern. Wieder auf freiem Fuße, wendet er sich der Belletristik zu, für die er zweifellos ungewöhnlich veranlagt ist, aber in Verbindung mit einem Verlag niedrigster Gattung vergeudet er seine Fähigkeiten – auch abgesehen von der Frage, ob er tatsächlich die Abscheulichkeiten schrieb, die in den Münchmeyerschen Kolportageheften stehen – an dem Schauer- und Hintertreppen-Roman, auch noch zu einer Zeit, wo er der Mitarbeiter einer verbreiteten Familienzeitschrift ist. Er kommt in Aufnahme, seine von Talent, allerdings auch von grober Effekthascherei zeugenden Bücher erobern sich einen großen Leserkreis; der Kapitän Ramon Diaz de lo Escosure – unter diesem Namen schrieb er für Münchmeyer – gerät in Vergessenheit, um Karl May sammelt sich eine schwärmerische Gemeinde. Aber er will noch höher hinaus, er will eine wirkliche literarische Berühmtheit werden, die tolle Reklame versteigt sich bis zu Apotheosen, für die Sascha Schneider seinen Zeichenstift herleiht, und als die Enthüllungen beginnen, weicht er nicht dem Sturm aus, sondern führt über ein Jahrzehnt lang einen Federkrieg mit unglaublichen Mitteln, in dem er schließlich unterlegen ist. Auch seine schärfsten Gegner können an seinem Grabe sagen: Schade um den Mann! Es hätte etwas ganz anderes aus ihm werden können.

Aus: Kölnische Volkszeitung. Nr. 297, 03.04.1912.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, April 2018